

Geschichten aus einer bekloppten Zeit: Ein Schwejk in der NVA

Die NVA - die Nationale Volksarmee - war ein seltsames Heer: Ohne Sieg, aber auch ohne Niederlage verschwand dieses realsozialistische Militär 1990 von der Bildfläche, so überflüssig, wie es 34 Jahre lang gewesen war. Das Innenleben der viel gepriesenen „Friedensstreitkräfte“ haben Millionen ostdeutscher Männer kennengelernt. Einer hat jetzt mit einem unglaublichen Elefantengedächtnis darüber geschrieben: Kurt W. Fleming.

Der damals 19jährige wurde 1974 heimgesucht vom berühmt-berüchtigten Einberufungsbefehl, um den praktisch kein männlicher Jugendlicher im Arbeiter- und Bauern-Staat herumkam, wenn er nicht tatsächlich ein Krüppel war. Einziges Schlupfloch waren die „Spatentruppen“. Aber wer derartig den „Dienst an der Waffe“ verweigerte, riskierte oft auch das Ende aller Karriereträume. Da waren 18 Monate „bei der Fahne“ risikoloser, ein „Katzensprung“, wie es ein erfolgreicher DEFA-Film seinerzeit betitelte. Ach wenn der „Katzensprung“ bedeutete: 18 Monate Dreck fressen, Wache schieben, Gewehre putzen, Strammstehen und Durchsgeländerobben. 18 Monate Dienstschrubben in einer der grauen Kasernen im Land.

Eine davon und eine der größten war Prora, ein Ort, der das Verdikt „am A... der Welt“ durchaus verdiente. Aber man war ja nicht zum Urlaubmachen da, man sollte ja das „sozialistische Vaterland“ verteidigen gegen obskure, boshafte Feinde. Mit Heldentum hatte das nichts zu tun. Eher mit der allgegenwärtigen Frage: Wie übersteht man so etwas, ohne kaputt zu gehen? Wie bleibt man sich selber treu, irgendwie? Mit der Frage plagen sich Soldaten, seit die Wehrpflicht zum Repertoire der Mächtigen gehört.

In der Regel aber schreiben nur die Generale ihre Erinnerungen auf. Generale sind immer Helden, egal, wie viele Menschenleben sie auf dem Gewissen haben. Und eine Grunderfahrung jedes Wehrpflichtigen heißt: Offiziere sind keine Soldaten. Das ist der Punkt, an dem Tucholskys Spruch eben leider nicht stimmt. Soldaten sind - in der Regel - keine Mörder. Sie sind Muschkoten, arme Schweine, Sandlatscher ... zu Mördern werden sie gemacht, wenn man Offiziere Krieg spielen lässt. Dazu ist es - zum Glück - für die NVA nie gekommen. Diese Armee ging glücklich unter. Auch wenn jeder Tag, der in ihr gedient werden musste, ein sinnloser Tag war, ein Tag in einer bekloppten Welt.

Fleming hat darüber geschrieben, listig, wissend, genüsslich. Über EKs und Sprillis, Sackstand und „tote Oma“, Kragenbinden und „ein Strich kein Strich“. Wer kennt sie nicht, all diese Geschichten über Offiziere, die die Macht über ihre Mitmenschen genießen, über picklige Unteroffiziere, über Anbiederer und Rechthaber? Und eben weil man sie kennt, möchte man nicht aufhören zu lesen, taucht ein in eine Welt, die so erbärmlich farblos, sinnlos, langweilig war. Eine kaskaske Welt. Aber einer wie Kafka hätte sich umgebracht, hätte er in diesem Haufen dienen müssen.

Einer wie Fleming begegnet dem Tod zwar ernst, aber mit dem Schalk im Nacken. Ein widerborstiger Kerl, einer, der von sich selber weiß, dass er in diesen Laden nicht passt. Und einer, der sich auch noch einen Spaß daraus macht, nicht zu passen, die Offiziere beim Wort zu nehmen und sie auszutricksen, wo immer sich die Gelegenheit bietet dazu.

Und einem Kompanieschreiber bietet sie sich allemal. Ein Kompanieschreiber hat ein kleines bisschen Macht über Urlaubsscheine und Dienstpläne, Führungszeugnisse und Essenbestellungen. Es sind seine ureigenen Erlebnisse, die Fleming erzählt in seinem Buch. Keineswegs naiv wie Jaroslav Hasek seinen Schwejk auftreten lässt. Dazu ist Fleming doch zu sehr Philosoph und hat einen Satz schon früh gelernt: Philosophen haben die Welt interpretiert. Das unterscheidet sie von Offizieren: Sie schneiden ihnen die Interpretations-Macht ab. Und sagen fröhlichen Herzens auch mal: „Verpiss dich ...“

Ganz wie Diogenes in seiner Tonne. Überstehen ist alles. Und da unterscheidet sich der philosophierende Schwejk in nichts von seinen Leidensgenossen, außer, dass er sich mehr Späße erlaubt. Zuweilen hart an der Grenze. Das Leben in einer Armee ist lebensgefährlich. Noch fehlt die Statistik, die belegt, wie viele Soldaten in den bewaffneten Streitkräften der DDR zu Tode kamen -

überrollt von Panzern, ertrinken im Schützenpanzerwagen, erschossen beim Waffenputzen. All diese Tode waren nicht nur als Gerücht unterwegs in den Kasernen des Landes. Genausowenig wie all die Rituale, mit denen die jungen Männer das elend langsame Vergehen der Dienstzeit zelebrierten.

Es ist, als wenn Diogenes, frei von den damaligen Fesseln, heute fröhlich drauflos erzählen kann, eine Anekdote an die andere hängt und dabei wieder eintaucht mit diebischer Lust in eine Zeit, die er - fröhlich eulenspiegelnd - überlebt hat. Die Sprache der Kaserne hat er - nun 30 Jahre später - fast akrobatisch drauf. Zuweilen hat man das Gefühl: Das war erst gestern. So leicht, wie der Erzählstoff hinfließt, könnte das durchaus eine burschikose Klamotte werden. Wird es aber nicht. Zu gegenwärtig ist der Autor, der tatsächlich zum Philosophen und zeitlebens versuchte, ein Schwejk zu sein. Was ja im Leben immer wieder heißt, den Mächtigeren die blanke Kehrseite hinzuzeigen. Mit allen Risiken.

Es ist also auch ein philosophisches Buch geworden. So eins, wie es Schwejk selber geschrieben hätte, hätte er sich die Zeit zum Bücherschreiben genommen. Hätte er mehr Talent zum Zeichnen gehabt, dann hätte er so boshaft gemeine Bilder gemacht, wie sie der Grafiker Michael Blümel extra für dieses Buch angefertigt hat. Karikaturen beinah, die das Zeug zu einer ganzen Serie haben über die hirnlosen Riten der uniformierten Helden.